

Bücher

Neuere Bücher über Musiktherapie

Ein Literaturbericht

„Musiktherapie“ ist in den letzten Jahren immer weiter in das öffentliche Bewußtsein vorgeedrungen, es wird immer häufiger darüber geschrieben, oft mehr, als man eigentlich zu sagen hat. Das wachsende Interesse eröffnete einen neuen Markt, der nicht selten mit Publikationen beschickt wird, die zwar den Wissensstand nicht um neue Erkenntnisse bereichern, dafür aber unermüdlich schon Bekanntes im zweiten Aufguß neu verkaufen; verkürzt wird dargestellt, was woanders ausführlicher, besser zu finden ist. Einheitliche Vorstellungen darüber, was denn Musiktherapie sei, welche Grundlagen, Ziele usw. sie hat, gibt es nicht. Weltanschauung und Musikverständnis sind wesentliche Determinanten musiktherapeutischer Ansätze und Ziele. Als Orientierungshilfe sollen im folgenden einige neuere Bücher vorgestellt werden, die in den letzten zwei, drei Jahren erschienen sind (ein Buch von Christoph Schwabe und das von Gerhart Harrer herausgegebene sind zwar schon etwas älter, scheinen mir aber einer besonderen Erwähnung wert zu sein). Ausführliche Bibliographien zum Thema Musiktherapie finden sich in „Musik und Bildung“ 9/1972, S. 429–433 und 9/1977, S. 475–477.

1969 veröffentlichte Christoph Schwabe sein inzwischen mehrfach wiederaufgelegtes Buch: Christoph Schwabe: Musiktherapie bei Neurosen und funktionellen Störungen, Gustav Fischer Verlag, Jena und Stuttgart 1969, 3. Auflage 1974.

Er verfolgt zwei Ziele: „Einmal ist beabsichtigt, den Leser über die Entwicklung und den Stand der Musiktherapie einschließlich deren Grundlagenforschung zu informieren. Zum anderen soll das eigene methodische System [der ‚Leipziger Musiktherapie‘] und dessen theoretische Konzeption dargestellt werden“ (S.9). Schwabe erörtert, wie bei „chronifizierten Neurosen, funktionellen Störungen und pathogen überlagerten Organstörungen“ durch verschiedene Formen der Musiktherapie emotionale Aktivierung, spannungsregulierende Wirkung, Kontaktförderung und Steigerung der Erlebnisfähigkeit erreicht werden. Auch heute verdient dieses Buch besondere Beachtung: Zum ersten Mal wurde hier versucht, einen „Überblick über die Verfahren der Musiktherapie zu geben und diese nach Aufbau, verwendetem methodischem Material und therapeutischem Anwendungsbereich zu ordnen“ (S.50). Außerdem hat es wohl manch einem Autor als Vorbild gedient, sei es, daß man oft auf seine Systematik musiktherapeutischer Verfahrensweisen zurückgreift,

oder daß man einfach abschreibt, mehr oder weniger. (Man vergleiche etwa die S. 84ff. bei Walther C. M. Simon: „Musik und Heilkunst“, in: Kurt Pahlen [Hrsg.]: „Musiktherapie“, München 1973 mit Schwabe S. 12ff., oder bei Volker Bolay, s. u.)

Der von Gerhart Harrer herausgegebene Band (Gerhart Harrer: Grundlagen der Musiktherapie und Musikpsychologie, Gustav Fischer Verlag, Stuttgart 1975, 284 S., DM 49.–) enthält eine Sammlung von Aufsätzen über verschiedene Aspekte der Musiktherapie und an sie angrenzender Gebiete. Aus erster Hand wird über Experimente zur physiologischen und psychologischen Wirkung von Musik berichtet sowie über den praktischen Einsatz von Musik zur Therapie, etwa bei hirngeschädigten-entwicklungsgestörten Kindern (Andreas Rett und Albertine Wesetzky) oder bei psychotischen Erkrankungen (Harm Willms). Weitere Themen sind Musiktherapie im Strafvollzug (Walter Klaiber), Ausbildungsfragen u. v. a. m., um nur einiges zu nennen. Seinem Anspruch, eine umfassende, praxisbezogene Übersicht über Musiktherapie zu geben, wird dieses Buch voll gerecht.

Norbert Linkes „Didaktische Handreichungen“ wollen es „dem Interessierten erleichtern, über Musiktherapie sinnvoll sprechen zu können.“

Norbert Linke: Heilung durch Musik? Didaktische Handreichungen zur Musiktherapie, Heinrichshofen's Verlag, Wilhelmshaven 1977, 178 S. DM 16.80.

Fest an Carl Gustav Jung, Alfred Adler und die evangelische Theologie gebunden, sieht Linke in der heutigen Zeit der „verwirrenden Einzelbezüge“ und „krankmachenden“ Musik (Messiaen, Eimert, S. 50) in der religiös verwurzelten Musiktherapie eine Chance, die verlorengegangene „Ganzheit“ wiederzufinden, denn „offenbar fußen Ganzheitsbegriff und Musiktherapie auf archetypischen Vorstellungen, die ‚zur vererbten Struktur der Psyche zu gehören‘ scheinen (Jung)“ (S.131). Seitdem die Kirchenväter „in die Lehre von den Krankheitsursachen (Atiologie) neben den körperlichen und seelischen Gebrechen als dritte Ursache die religiöse Dissonanz“ aufgenommen haben, bilden Medizin, Religions- und Musikwissenschaft „den Grunddreiklang, auf dem die Musiktherapie weiterzuentwickeln ist“ (S.41). Linke versucht anhand einer Reihe von „Dokumenten“ nachzuweisen, daß zwischen Therapie und Religion schon immer ein inniger Zusammenhang bestanden habe: Das (alt)griechische Wort ‚therapeuein‘ heißt sowohl ‚heilen‘ als

auch ‚Gott verehren‘; ein ‚Repertoire der Bedrängnisse und die therapeutischen Möglichkeiten‘ entnimmt Linke dem Evangelischen Kirchengesangbuch (S.23) etc. ‚So gleicht die Geschichte der Musiktherapie eher einer Geschichte der Heilserwartung (. . .)‘ (S.43). Linke fordert eine Einheit von Therapie, Kunst und Erziehung (S.34). ‚Um Therapie nicht nur den bemittelten Oberschichten vorzubehalten, müßte sie in den allgemeinen Erziehungsprozeß eingegliedert werden‘ (S.16). Zudem mache es das Ausmaß der heutigen Neurotisierung notwendig, daß der Musikunterricht therapeutische Funktionen übernehme: ‚Musiktherapie ist keine ergänzende Maßnahme, sondern eine zentrale Aufgabe des Musikerziehers von heute . . .‘ (S.110). Allgemeinbildende Schulen sind dann ‚Tagesklinik‘ (S.141), der Schulmusiker soll zunächst ‚Musikpsychologe‘ sein (S.141). Aber nicht nur in Schulen und anderen öffentlichen Einrichtungen soll mit Musik therapiert werden, sondern auch im privaten Bereich durch ‚Autotherapie‘ und im Gottesdienst durch ‚Kirchliche Musiktherapie‘ (S.114). Die Grobschlächtigkeit derart kurzschlüssiger Programme ist verblüffend; missionarischer Übereifer und Gedankenlosigkeit müssen hier in fataler Weise zusammengewirkt haben. Mit Musiktherapie, wie sie heute praktiziert wird, hat das jedenfalls nichts zu tun, ebensowenig wird man in Linkes Forderungen zukunftsweisende Perspektiven sehen können. Außerdem ist es didaktisch höchst ungeschickt, den Leser mit musiktherapeutischen Ausbildungsplänen zu konfrontieren, ohne ihm zuvor wenigstens eine grobe Vorstellung von Konzepten heutiger Musiktherapie vermittelt zu haben. Man hat den Eindruck, in ein Kuriositäten-Kabinett geraten zu sein, wenn man z. B. auf S.79 mit Büchmanns ‚Geflügelten Worten‘ darüber belehrt wird, daß derjenige sein ‚Lehrgeld‘ bezahlt, ‚der sich falsch verhält‘. ‚Wer Langeweile hat, dem wird eben die Zeit zu lang‘, erfährt man zwei Sätze später. Was derartige Schnickschnack in einem Kapitel über ‚Therapiephasen‘ soll, leuchtet nicht ein. Andererseits fehlt, neben sachlichen Begründungen für Behauptungen, z. B. auch ein Literaturverzeichnis, das, versehen mit gezielten Hinweisen auf weiterführende Literatur, dem musiktherapeutisch Interessierten sicher von Nutzen sein könnte.

Von Harm Willms wird die auf drei Bände konzipierte Reihe ‚Musiktherapie‘ herausgegeben. Zwei davon sind bereits erschienen, der dritte Band ‚Musiktherapie bei kindlichen Entwicklungsstörungen‘ befindet sich in Vorbereitung. In Band 1 (Harm Willms: Musiktherapie bei psychotischen Erkrankungen, Gustav Fischer Verlag Stuttgart 1975, 104 S., DM 19.80) versucht Willms die Wirkung von Musik und Musiktherapie psychoanalytisch zu begründen: Schizophrene Patienten können die Realität nicht bewältigen und ziehen sich aus ihr

zurück, präverbale Kommunikationselemente verdrängen die sprachliche Kommunikation. Hier soll vor allem in Gruppen improvisierte Musik als präverbale Ausdrucksformung ‚Kommunikation in einem weniger belasteten Teil der Realität und mit einem intakteren Medium als üblich ermöglichen‘ (S.44). Sie soll die Kontaktaufnahme zu anderen erleichtern und der Stärkung des gestörten ‚Ich-Kerns‘ dienen. In ähnlicher Weise wird Musik bei der Therapie autistischer Kinder verwendet. Sie wird von Willms als ‚Kommunikationsmedium und soziales, d. h. soziotherapeutisches Ereignis und nicht als Medikament‘ angesehen (S.41). Musiktherapie ist Teil eines umfassenden Gesamttherapieplanes aus Bewegungstherapie, rezeptiver und produktiver Musiktherapie und verbaler Psychotherapie. ‚Das Ende unserer klinischen Musiktherapie im Gesamttherapieplan ist dann erreicht, wenn der Patient frei über seine Probleme sprechen kann‘ (S.51). Neben den theoretischen Erörterungen enthält das Buch eine Reihe von Beispielen zur Bewegungstherapie, zur produktiven und rezeptiven Musiktherapie sowie einige Vorstellungen ‚Zum Berufsbild des Musiktherapeuten‘.

Um den Einsatz von Musik bei neurotischen Verspannungen der Muskulatur, bei Verspannungen durch psychische Belastung, Streß etc. geht es in Band 2 dieser Reihe:

Harm Willms (Hrsg.): Musik und Entspannung, Stuttgart 1977, 112 S., DM 24.-.

Dabei soll keine ‚ständige Erschlaffung‘ erzielt werden, sondern ein ‚Eutonus‘, eine Ausgeglichenheit durch den harmonischen Wechsel von Spannung und Entspannung. Diese muskuläre Lösung kann auf zweierlei Art erreicht werden: zum einen durch motorisch stark anregende Musik, die über die äußerste Anspannung der Ekstase zu einer tiefen Entspannung führt; zum anderen durch Musik, durch die, z. T. im Zusammenhang mit anderen Entspannungstechniken (z. B. autogenem Training), ein Nirwana-ähnlicher Zustand angestrebt wird. Berichte über Musik und Ekstase in einer ostafrikanischen Praxis und bei einem griechischen Ritus illustrieren den ersten Weg; andere Beiträge beschäftigen sich mit Musik und Meditation, verschiedenen ‚Möglichkeiten der Entspannungsübungen, Tiefenentspannung und Beruhigung mit Musik einschließlich der Audioanalgesie‘; wieder andere mit der Verwendung von Musik in gynäkologischer und zahnärztlicher Praxis. Zahlreiche Musikstücke werden zum entspannenden Gebrauch vorgeschlagen, auch über das einzig richtige Tempo erhält man Auskunft: ‚Um eine Entspannung zu erzielen, d. h. hier eine Abfuhr von Spannungen, muß das Tempo 56 eingehalten werden, nicht 54 und auch nicht 58 (Metronom)‘ (S.76).

Begründet wird das leider nicht, auch sind nicht alle Angaben so präzise. Z. B. wird nicht ersichtlich, welche besonderen Merkmale eines Musikstückes es sind, die es entweder für eine einfache „Entspannung“, oder zur „Tiefenentspannung“ oder zur „Beruhigung“ geeignet machen.

Nicht so sehr um Musiktherapie, als vielmehr um den vielseitigen Einsatz von Musik bei Therapie und Prophylaxe geht es in dem Buch von Werner Friedrich Kümmel: Musik und Medizin. Ihre Wechselbeziehungen in Theorie und Praxis von 800 bis 1800, Karl Alber Verlag, Freiburg/München 1977, 484 S., DM 98.–.

Der Autor stellt dar, wie schon im 9. Jahrhundert zunächst im arabischen Kulturbereich Musik einen festen Platz in der Medizin einnimmt, und zwar nicht nur in der Therapie, sondern gleichwertig auch in der Prophylaxe. Grundlage dieser umfassenden Anwendung von Musik ist die auf die Pythagoräer zurückgehende Ethos-Lehre; ferner die Auffassung, daß Körper und Seele aufs engste zusammenhängen und der Arzt also für beide zuständig sei, und als drittes die „Diätetik“ der Humoralmedizin, d. h. die Lehre von einer umfassenden Regelung der rechten, gesunden Lebensweise. Mit der Rezeption der arabischen Medizin im lateinischen Mittelalter des Westens wurden auch die vielfältigen prophylaktischen und therapeutischen Verwendungsweisen von Musik (z. B. in Bädern, bei Geisteskrankheiten, nach Aderlässen, zur Bekämpfung von Impotenz, Pest und Syphilis) bis ins 19. Jahrhundert hinein übernommen. Hier verlor sie dann mit dem Absterben der humoralmedizinischen Diätetik durch die rasche Entwicklung der experimentell-naturwissenschaftlichen Medizin ihre Bedeutung. Entgegen der vielfach kursierenden Ansicht, Musik habe im Mittelalter keine medizinische Bedeutung gehabt, weist Kümmel nach, daß dies doch der Fall gewesen ist, daß es eine Kontinuität in der medizinischen Verwendung von Musik gibt. Kümmel hat eine wohl einzigartige Fülle von historischen Dokumenten zu diesem Thema erschlossen. Zahlreiche Beispiele illustrieren sehr lebensnah die heute oft recht komisch anmutende musikalisch-medizinische Praxis.

Auf einer über vierjährigen musiktherapeutischen Praxis mit Neurotikern basiert der Bericht Manfred Richters über musiktherapeutische „Modelle“, „Projekte“ und „Interaktionen“.

Manfred Richter: Aktive Musiktherapie in Gruppen. Modelle – Projekte – Interaktionen, Adolf Bonz Verlag, Stuttgart 1977, 126 S., DM 19.80.

Richter erörtert die „Aufführungspraxis“ der „Schallographie“, des „Akustischen Rollenspiels“ und der „Wortsequenzen“. Diese Spielformen werden von ihm als eigene Entwicklungen beansprucht (S. 17); dabei ist

„Schallographie“ nichts anderes als graphische Notation, das „Akustische Rollenspiel“ ist die graphische Notation und Imitation von Umweltgeräuschen. Die „Wortsequenzen“, d. h. die Rezitation von „Schüttelreimen“ als etwas Neues anzusehen, wäre ebenfalls übertrieben. Der Versuch Richters, musiktherapeutische Konzepte und Verfahren durch Elemente der Neuen Musik zu bereichern, ist sicherlich begrüßenswert. Im Laufe der Lektüre seines Buches verdichtet sich jedoch der Verdacht, daß hinter dem Hantieren mit Umweltgeräuschen und graphischen Partituren eher ein künstlerischer Anspruch steckt, der sich ungebührlich in den Vordergrund drängt. Vom „Akustischen Rollenspiel“ meint Richter recht zuversichtlich, es könne „sich ohne weiteres neben den umfangreichen und künstlerisch vielschichtiger angelegten Realisationen der Musik der Gegenwart und Zukunft sehen lassen“ (S. 61). Die Realisation von „Projekten“ scheint den Vorrang vor den möglicherweise anderen Bedürfnissen der Patienten zu haben, wenn Richter „mit sanfterm Nachdruck“ voraussetzt, daß Texte auswendiggeleert werden (S. 91), oder wenn bei „Textillustrationen“ die Verteilung der Aufgaben „so vorzunehmen [ist], daß der Rohtext schon nach zehn Minuten sitzt. Und sitzen kann der Text nur, wenn er beherrscht wird“ (S. 100). Allerlei geschwätzige Kurzweil, wie etwa die Rekonstruktion des Geräuschpegels zur Zeit der Romantik anhand eines Eichendorff-Gedichtes („Blattsäuseln bei leichtem Wind 10 dB, Geräusch in ruhigem Garten 20 dB, Geräusch in der Vorstadtstraße abends 30 dB“, S. 45) können den Mangel an genauen Begründungen, Erläuterungen und Zielsetzungen der therapeutischen Vorgehensweise nicht überdecken. So erfährt der Leser z. B. nicht, ob das stramme sechswöchige „Aktionsprogramm“ (S. 108ff.) etwa für alle Patientengruppen geeignet ist oder ob es Einschränkungen gibt.

... Beiträge, die einen Bogen zu spannen versuchen von der grundlegenden. Diskutierung auditiver, kinästhetischer und rhythmischer Teilleistungsschwächen über Detailbetrachtungen der Relevanz von Sprachentwicklungsverzögerung und kognitiver Reifung (...) bis zur Darstellung musikalisch-rhythmischer und sprachlich-rhythmischer Erziehung und Therapie“ enthält der von Geert Lotzmann herausgegebene Band Geert Lotzmann: Aspekte auditiver, rhythmischer und sensomotorischer Diagnostik, Erziehung und Therapie, Ernst Reinhardt Verlag, München 1978, 167 S., DM 19.80.

Einzelne, z. T. sehr spezielle sprachwissenschaftliche Abhandlungen haben eigentlich keinen unmittelbaren Bezug zur Musiktherapie, andere berühren sie nur am Rande. Der einzige Beitrag, der sich direkt auf Musiktherapie bezieht, versucht einige theoretische und

praktische Ansätze der Musiktherapie zu zeigen; er enttäuscht durch seine Dürftigkeit. (Volker Bolay: „Musiktherapie – Heilmethode oder Spielerei?“, S. 132–142). Besonders zu beanstanden ist, daß Bolay ausgiebig zitiert, ohne daß Zitate deutlich als solche kenntlich gemacht sind und daß ihre Herkunft nicht nachgewiesen wird. Bedauerlicherweise sind sie auch noch fehlerhaft abgeschrieben (vgl. die S. 135/136 bei Bolay mit den S. 27/28 und 31 bei Schwabe, 1974: Musiktherapie bei Neurosen und funktionellen Störungen). Daß im Anhang unter „Literatur zur Musiktherapie“ nur auf drei Veröffentlichungen, nämlich auf zwei des Autors Bolay und eine andere hingewiesen wird, läßt auf eine gewisse Eitelkeit schließen.

Die medizinische Dissertation Wolfgang Strobels (Grundlagen, Formen und Anwendungsbereiche der Musiktherapie, Würzburg 1976) ist der Grundstock der Gemeinschaftspublikation von Wolfgang Strobel und Gernot Huppmann: Musiktherapie. Grundlagen, Formen, Anwendungen, Verlag für Psychologie Dr. C. J. Hogrefe, Göttingen 1978, 229 S., DM 34.–.

Die beiden Autoren versuchen, „einen einführenden und gleichzeitig möglichst umfassenden kritischen Überblick über die (Literatur der) Musiktherapie der Gegenwart zu geben“ (S. 12). Sie berichten anhand der Literatur über „Phänomene und Wirkungen der Musik“, die verschiedenen „Formen der Musiktherapie“ und über „Anwendungsbereiche von Musik“. Ein Riesenhaufen von Literatur – das Verzeichnis weist über 900 Titel vornehmlich aus den letzten 20 Jahren aus – über knapp 170 Seiten Text verteilt, gerät hier zur oberflächlichen Kurzwaren-Buntheit. Wenn auf einer Seite etwa 14 verschiedene Autoren abgefertigt werden (S. 49, 81 u. a.), bleiben von der ursprünglichen Substanz kaum mehr als homöopathische Dosen übrig. Die Hoffnung, im Kapitel „Kritische Synopsis“ (knapp 20 Seiten) mehr als bloß die friedliche Koexistenz z. T. höchst widersprüchlicher Ansätze und Ergebnisse auf engstem Raum zu finden, wird enttäuscht: Gleichermaßen präntiös wie dilettantisch werden hier verschiedene Untersuchungen nach formalen („Sprache“, „Zitationsweise“) und inhaltlichen Gesichtspunkten bemäkelt. Zum Inhaltlichen wird in dem nur eine halbe Seite dünnen Kapitelchen „Einander widersprechende Untersuchungsergebnisse“ kaum mehr festgestellt als: „So scheinen z. B. GSR-Messungen nach Musikapplikationen uneinheitlich Daten zu liefern, die sedierende resp. stimulierende Wirkung von Musik noch unangeklärt, die Verbalisationszunahmen durch Hintergrundmusik strittig, die Frage nach der besonderen Musikalität Behinderter noch nicht eindeutig beantwortbar zu sein“ (S. 167). Ein kurzer „Ausblick: Zur Ausbildung des Musiktherapeuten“ schließt das Buch ab.

In der Reihe „Geist und Psyche“ ist neu aufgelegt worden Gertrud Orff: Die Orff-Musiktherapie, Kindler Verlag, München 1978, 173 S., DM 7.80.

Zugrunde liegt die gleichnamige Originalausgabe von 1974. Das instrumentale Material und die pädagogischen Intentionen des Orff-Schulwerkes, die Idee nämlich, „dem Kind eine vollständige Dimension ‚Musik‘ zu schaffen“, in der Bewegung, Singen und Spielen eine Einheit bilden, sind die Ausgangspunkte der Orff-Musiktherapie. Im Mittelpunkt der Therapie steht das an Sinnesorganen und/oder geistig behinderte Kind. Die Behandlung sucht nicht auf geradem Wege ein vorgefaßtes Ziel zu erreichen, vielmehr hat der Therapeut die Aufgabe, Äußerungen und Vorstellungen des Kindes aufzugreifen, zu unterstützen und entwickeln zu helfen. Ein Schlüsselpunkt der Therapie liegt im instrumentalen Material, dessen optische, taktile und akustische Eigenschaft das Kind in dreifacher Weise ansprechen, so daß die Schädigung oder der Ausfall des einen oder anderen Organs ausgeglichen werden kann. So kann etwa ein hörgeschädigtes Kind ein klingendes Becken durch die Vibration des Metalls wahrnehmen. Indem auf diese Weise die durch die Sinnesbehinderung bedingte Isolation aufgebrochen wird, werden dem Kind neue Wahrnehmungs- und Erlebnismöglichkeiten erschlossen. Durch den Umgang mit dem Material werden Beziehungen hergestellt zum Material selbst, zum Therapeuten und zu den anderen Kindern in der Gruppe. Mit sehr vielen praktischen Beispielen, Noten und Fotos demonstriert Gertrud Orff den Einsatz dieser Therapie bei Behinderungen verschiedenster Art. Der große Erfahrungsschatz und der Fantasie-reichtum der Autorin, einfachste Mittel auf immer neue Art einzusetzen, sind wohl beispielhaft und machen dieses Buch vor allem für an der praktischen Arbeit Interessierte unbedingt lesenswert.

„... nur allgemeine Hinweise, theoretische Erwägungen und praktische Ratschläge“ (S. 127) geben will Edith Lecourt: Praktische Musiktherapie, Otto Müller Verlag, Salzburg 1979, 152 S., DM 29.– (Titel der französischen Originalausgabe: La pratique de la musicothérapie, Les Editions ESP, Paris 1977).

Keine hochgesteckten Ansprüche also; das Buch könnte sie auch nicht erfüllen. Es ist eher feuilletonistisch und vielfach von ausgesprochen schlichten Vorstellungen getragen („Wagner = sehr bewegt, Mozart = beruhigend...“, S. 38). Die Informationen über theoretische Grundlagen und praktische Anwendung der Musiktherapie sind stets sehr allgemein und unverbindlich, etwa: „Es muß die Beziehung zwischen Therapeuten und Patienten gefördert werden, und dabei sind in flexibler Weise jene Methoden anzuwenden, die zu einem gegebenen Zeitpunkt diesem Zweck am besten entsprechen“ (S. 52). Der Leser wird einge-

laden, „sich durch das Studium der Bibliographie und natürlich auch durch Versuche in der Praxis ein persönlicheres Bild zu machen“ (S.127). „Natürlich durch Versuche in der Praxis . . .“ – eine Einladung zum Dilettantismus? Das Buch leidet auch etwas an der Übersetzung; der häufiger auftauchende „Autistiker“ ist noch leicht zu verkraften, dagegen kann man z.B. auf S.61/62 den Sinn mancher Sätze nur vermuten. Mit seinem Buch „Regulative Musiktherapie“ will Christoph Schwabe einen Beitrag leisten, „Musiktherapie als angewandte Wissenschaftsdisziplin zu begründen und von eklektizistischen Versuchen abzugrenzen“ (S.40).

Christoph Schwabe: Regulative Musiktherapie, VEB Gustav Fischer Verlag, Jena 1979, 271 S., ca. DM 30.–, Vertriebsauflage durch Gustav Fischer Verlag, Stuttgart.

Sein Hauptanliegen ist die Darstellung der Methodik der „Regulativen Musiktherapie“ (RMT), die eine Trainingsmethode psychotherapeutischen Charakters ist und den Verfahren der Rezeptiven Musiktherapie angehört. (Schwabe hat sich von seiner früheren Systematik musiktherapeutischer Verfahren [s. Schwabe, 1974, S.108] getrennt zugunsten einer neuen Einteilung in die Hauptgruppen Rezeptive Einzel- und Gruppenmusiktherapie und Aktive Einzel- und Gruppenmusiktherapie.) Trainingsmethode bedeutet hier zunächst, daß sich die RMT in zwei Aspekte oder Teile gliedert: a) in das Erlernen des Trainingsverfahrens unter therapeutischer Anleitung und Kontrolle (Nahziel) und b) in die Phase selbständiger Anwendung dieses Verfahrens mit „der Absicht spezifischer Beeinflussungen des körperlichen und psychischen Befindens“ (Fernziel). Beeinflußt werden sollen Fehlspannungen, Schmerzen in der Muskulatur, Schlafstörungen etc. (vgl. S.109). Fehlspannungen können sich durch Konzentration und Willensanstrengung verstärken, darum besteht der „Vorgang des regulativen Geschehens (. . .) im Erlernen und Praktizieren eines Verhaltens des aktiven und bewußten Geschehenslassens, durch ein sich Überlassen gegenüber den Wahrnehmungen, das sich auf die Musik, den eigenen Körper sowie die vorhandenen Gedanken, Gefühle und Stimmungen ohne konzentrierte Willensanstrengung bezieht“ (S.61). D.h., die RMT zielt nicht auf irgendeine „Wirkung“ von Musik auf den passiven Patienten, „sondern das aktive Verhalten der Beziehungsperson Patient auf das Beziehungsobjekt Musik ist maßgeblich für die Realisierung des regulativen Geschehens“ (S.74). Durch die Entwicklung der Bereitschaft zur „An- und Aufnahme bisher ungewohnter Erlebnisse“ soll auch die meist unterentwickelte ästhetische Genuß- und Erlebnisfähigkeit ausgebaut werden (z.B. auch auf Werke des 20. Jahrhunderts), ohne daß dabei ein pädagogischer Anspruch verfolgt wird (s.S.121, 234). In abgewandelter

Form wird das Übungsprinzip der RMT beim „Regulativen Musiktraining“ verwendet. Dabei handelt es sich nicht um eine therapeutische Maßnahme, sondern um eine Form der „Psychoprophylaxe“, auf deren Anwendung im Betriebsgesundheitswesen und bei Studenten Schwabe näher eingeht. Es kommt dabei auch ein Problem zur Sprache, das bisher in der Musiktherapie vielleicht zu sehr vernachlässigt worden ist: die Prägung und Veränderung der Musikrezeption und des Musikerlebens durch sozialpsychologische und massenmediale Faktoren. Jugendliche z.B. unterscheiden sich in ihren Hörgewohnheiten erheblich von anderen Patientengruppen. Das bleibt nicht ohne Auswirkungen auf die Musiktherapie: Musikstücke, die bei anderen Patientengruppen erfolgreich verwendet werden, können sich bei Jugendlichen als unbrauchbar erweisen und umgekehrt. Natürlich spielt dieses Problem nicht nur bei Jugendlichen eine Rolle, sondern auch bei jeder anderen Patientengruppe (vgl. S.78, 115, 228ff.). Die Feststellung, daß mit diesem Buch über die „Regulative Musiktherapie“ zum ersten Mal einem einzelnen musiktherapeutischen Verfahren ein ganzes Buch größeren Umfangs gewidmet wurde, ist nicht bloß vordergründig. So ausgiebig ist ein einzelnes Verfahren noch nicht beschrieben worden. Die Stellung der RMT im Methodensystem der Musiktherapie wird erläutert, sie wird gegenüber anderen Methoden der Entspannung (Autogenem Training, Konzentrativer Entspannung) abgegrenzt. Technik und Durchführung der RMT, das Verhalten des Therapeuten, Indikationen und Gegenindikationen u.a.m. werden bis ins Detail behandelt. Besonders bemerkenswert ist außerdem, daß Schwabe und seine Mitarbeiter mit der Entwicklung von Methoden zur Erfolgskontrolle der RMT Neuland betreten haben, das bisher außerhalb des Gesichtskreises von Musiktherapie lag. Verschiedene, eigens entwickelte Testverfahren zur situativen und anhaltenden Wirkung der RMT auf körperliches und psychisches Befinden der Patienten weisen die Wirksamkeit dieses Verfahrens nach, machen aber auch Grenzen deutlich (z.B. bei Patienten mit neurotischen Fehlentwicklungen). Unter anderem wird auch belegt, daß der Konsum von Medikamenten bei Anwendung der RMT wesentlich absinkt. Dieses Buch ist in erster Linie für Therapeuten geschrieben. Seine Praxisnähe und gründliche praktische wie theoretische Fundierung lassen keinen Zweifel daran, daß Schwabe und seine Mitarbeiter damit einen wichtigen Beitrag zur Weiterentwicklung der Musiktherapie geleistet haben. Ein weiteres Buch dieses Autors dürfte erwähnenswert sein (Christoph Schwabe: Die Methodik der Musiktherapie und deren theoretische Grundlagen. Barth, Leipzig 1978); aus terminlichen Gründen konnte es leider in dieser Besprechung keinen Platz mehr finden.

Heiner Gembris